

MITTEILUNGEN

des

Deutschen Germanistenverbandes

Heft 1/2009

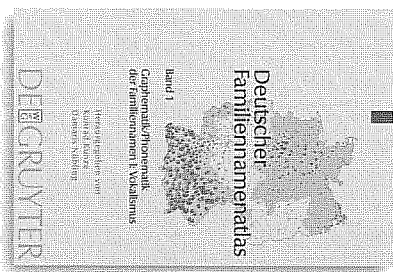
56. Jahrgang

MITTEILUNGEN

NAME: DEUTSCH, ALTER: 1200,
BEFUND: GESUND!

herausgegeben von
Christine Domke und Jörg Kilian

AIsthesis Verlag



■ Deutscher Familiennamenatlas

Hrsg. v. Konrad Kunze,
Damaris Nübling

Die Familiennamen sind der einzige Bereich der europäischen Sprachen, welcher bisher in seiner räumlichen Vielfalt noch höchst unzureichend erfasst ist. Noch sind die geschichtlich gewachsenen Namenthandlungen in erstaunlicher Stabilität erhalten. Sie werden im Bereich der Bundesrepublik Deutschland auf der Basis von Telefonschlüssen anhand systematisch ermittel-ter und durch repräsentative Beispiele abgedeckter Themenkomplexe analysiert und die Ergebnisse in einem fünfbändigen Atlas mit mehr als 1000 kommentierten Karten dargestellt. Dadurch wird die Namenforschung rezenter Daten gestellt, das die Überprüfung alter und besonders die Entwicklung neuer Fragestellungen ermöglicht; ferner wird – da Namen sich gegenüber anderen Sprachbereichen retardiert entwickeln – eine einsträngige Quelle für die Sprachgeschichte, insbesondere die Rekonstruktion gesprochener mittelalterlicher Dialekte erschlossen.

Übersicht über das Gesamtwerk:

Band 1:

**Graphematik/Phonematik der Familiennamen I
Vokalismus**

2009. Ca. 900 S. 250 Abb. Ln.

Subskriptions-Preis gültig bis 31. Dezember 2010: € 268,- [D]

Ladenpreis: € 299,- [D]

ISBN 978-3-11-018625-3

eBook: UVL € 333,- [D]

ISBN 978-3-11-021557-1

**Band 2: Graphematik/Phonematik der Familiennamen II: Konsonantismus,
Morphematik und Syntagmatik der Familiennamen**

Band 3: Familiennamen nach Herkunft und Wohnstätte

**Band 4: Familiennamen nach Beruf und Stand, Familiennamen nach
körperlichen und charakterlichen Merkmalen**

Band 5: Familiennamen nach Rufnamen. Gesamtregister



de Gruyter
Berlin · New York

www.degruyter.de

Preisänderungen vorbehalten.

Preis inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten.

eBooks sind derzeit nur für

Bibliotheken/Institute erhältlich.

dem in falscher Schreibung »appeliert« wird (siehe auch das unter »Anglizismen« verwendete Wort, was wohl »Briefing« heißen soll ...).

André Meininger

Mosern wir halt ein bisschen ...¹ über den Zustand der deutschen Sprache

Unsere Sprache verendet wie ein krankes Tier.
(Edda Moser, deutsche Opernsängerin und Gesangspädagogin)

Eins ist richtig: Die Sprache der Älteren wird sterben,
aber die der Jungen ist schon geboren und wird heranwachsen,
so wie das immer war, seit es Sprache gibt.
(Hans Moser, österreichischer Sprachwissenschaftler)

Volksprache und Hochsprache sind ständig dem Sprachwandel
unterworfen. Die Volksprache ist dabei in ihrer Entfaltung freier,
dynamischer als die durch Regeln gebundene Einheitsprache.
(Hugo Moser, 1969, deutscher Sprachwissenschaftler,
1. Präsident des Instituts für Deutsche Sprache)

Eine öffentliche Meinung

Das erste Zitat ist die typische Äußerung eines Kulturpessimisten, genauer gesagt eines Kulturpessimisten im Gewand eines Sprachpflegers. Laut Edda Moser stirbt unsere Sprache also, sie ist krank und siecht dahin. Nun ist Edda Moser keine Wissenschaftlerin, im Gegensatz zu ihren darunter ebenfalls zitierten Namensvettern, sondern eine ehemalige Opernsängerin. Heute unterrichtet sie Gesang und außerdem mobilisiert sie Menschen, denen die Sprache am Herzen liegt. Nun, für Dinge, die einem am Herzen liegen, werden »Tage« ausgerufen. Gibt man bei Google als Suchbegriff »Tag des« ein, bekommt man sofort »Tag des Baumes«, gleich danach »Tag des Deutschen Bieres«, »Tag des offenen Denkmals« usw. Bei »Tag der« liefert die Suchmaschine: »Tag der Architektur«, »Tag der Erde«, »Tag der Gelassenheit« [...] Natürlich gibt es auch einen »Tag der deutschen Sprache«, und zwar am 13. September. Der NDR (NDR 2) lässt sich nun vom Verein Deutsche Sprache e.V. einspannen und ruft aus Anlass dieses Tages zu einem »Voting« auf (siehe Abb. 1), in

¹ In Anlehnung an Peter Eisenbergs Forderung: »Schweig stillle, plaudert nicht« (Eisenberg 2008).

The screenshot shows the NDR 2 website interface. At the top, there is a navigation menu with 'Home', 'Events', 'Musik', 'Programm', 'Team', and 'Interaktiv'. Below this, there are sections for 'Programmschema', 'Sendungen', 'Frequenzen', 'Kino', 'Norddeans', and 'Podcasting'. The main content area features a large image of a man speaking into a microphone, with the text 'Der NDR 2 Morgens Ey, Digger: Welcher Sprachtrend nervt total?'. Below the image, there is a list of trending topics and a voting section. The voting section includes a question: 'Zum "Tag der Deutschen Sprache" appelleren Politiker, Sprachwissenschaftler und andere berufene Menschen auch in diesem Jahr: "Ble sprech verständlich - bitte sprech schönes Deutsch" So weit der Wunsch. Und die Wirklichkeit? Die sieht vor allem so aus:' followed by several options with checkboxes and radio buttons.

Abbildung 1: www1.ndr2.de/pages_std_tib/0,3325,OID4975986,00.html (Ausschnitt)

Damit haben wir eine wunderbare Zusammenstellung dessen, was dem gemeinen Beklager des Verfalls der deutschen Sprache am meisten Anlass zur Sorge gibt. Das also sind die Symptome für ihren nahen Tod oder zumindest Hinweise für ihr Siechtum.

Sprücheklopfer

Sehen wir uns die »Untersuchungsergebnisse« der Untergangspropheten oder Sprachtüter einmal an: zuerst die »Kollegensprüche«. Beispiele wären: *Alles roger in Kambojscha; Alles Tite, Brigitte; Bis baldrian, Bis Dammi, Bis Danzig, Bis dema, Sven, Bis Denver; Bis später, Attention, Ciao cesa, Hallöchen und söchen, Hallöchen mit Öchen, Gefickt eingeschädelt, Ich wurde von der Stolzzeit gepoppt, Lass mich Arzt, ich bin durch, Strick mal ein Rück* und viele mehr.

Hier haben wir es hauptsächlich mit Grußformeln, Sprachspielereien und Ähnlichem zu tun. Als solche befinden sich diese sprachlichen Gebilde außerhalb dessen, was Noam Chomsky »core grammar« nennt, also jenseits des Herzstücks der Grammatik.

Dass diese Ausdrücke etwas abseits des eigentlichen »Einsatzgebietes« von Sprache liegen, merkt man auch daran, dass sich Grammatiker nicht sonderlich mit diesen Wörtern und Wortgefügen beschäftigt haben. Das wiederum ist der Grund, warum es so schwierig ist, die Wortart von Ausdrücken wie *tschiss, hallo, danke, prost* anzugeben. Wortarten oder Wortklassen werden häufig charakterisiert als Zusammenfassung von Wörtern mit gleichen syntaktischem Verhalten, einfacher ausgedrückt: Zu einer Wortart gehören Wörter, die (potentiell) die gleiche Stellung in einem Satz einnehmen. Nun nehmen aber gerade solche Wörter in der Regel keinen Platz innerhalb eines Satzes ein. Sie sind vielleicht Abkürzungen für Sätze. Auf jeden Fall trennen sie meist ohne syntaktische Umgebung auf; sie bilden eine sinnvolle Äußerung ganz von und für sich allein. Für die meisten Menschen, Laien wie Linguisten, hat die menschliche Sprache eine Hauptaufgabe: Sie ist Mittel zur Kommunikation, zum Informationsaustausch. Für manche (Sozio-)Linguisten hat sie als weitere wichtige, aber doch eher abgeleitete Aufgabe die des Impponierens und des Sozialstatusmarkierens. Und genau hierher gehört die Handhabung dieser Floskeln und Formeln. Von Rudi Keller wissen wir, dass gerade dieser Bereich, wo es aufs Impponieren ankommt, besonders anfällig, ja geradezu prädestiniert für Veränderungen ist. Insofern sind die kritisierten Ausdrücke, auch in ihrer beeindruckenden Vielzahl, keinerlei Gefahr für das Sprachsystem. Sie gehören zur Sprache unter »ferner liefen«, sie integrieren sich nicht in größere syntaktische Einheiten (und könnten somit das strukturelle Rückgrat zerstören). Auch phonologisch zum Beispiel: *tschiss* und *ciao* (gesprochen »tschau«), obwohl täglich millionenfach gesagt, hat sich /t/ nicht als wortinitiale Affrikate im Deutschen etablieren können. Lexikalisch importieren wir den lateinischen Sklaven als

Gruß *Servius*, oder englisch *hi* bzw. *See you later, alligator*, aber dann ist Schluss mit der Integration. Wörter im eigentlichen Sinne werden sie nicht.

Viele derartige Ausdrücke müssen sich quasi ständig ersetzen, verändern, fluktuieren. Das heißt, der Ersatz einer alten Form durch eine neue ist ein Zeichen für eine quicklebendige Sprache. Zu diesem Substitutionsprozess gehört sogar das Element des »Sprachekells« oder des »Sich-Überhörens« an einer bestimmten Floskel. Irgendwann fangen diese Ausdrücke an zu nerven. Die obigen Beispiele fand ich bei Spiegel Online unter »Nervsprach«. Dieser Aspekt von Sprache ist also eher mit Mode als mit einem (kranken oder gesunden) Organismus vergleichbar. Und nun mag einer Gesellschaft, die sich den Luxus eines exorbitanten Modezirkus leistet, zwar etwas Dekadentes anhaften, aber eher im umgangssprachlichen Sinne. In Wahrheit ist Luxus in der Regel Ausdruck von besonderer Lebenskraft und Systemstärke, also von Gesundheit. Wer sich mit Ästhetik abgeben kann, spricht: wer es sich leisten kann, bestimmte Erscheinungen, die das System hervorgebracht hat, in Bezug auf Schönheit zu feiern oder zu ächten, der hat sonst keine Sorgen. Natürlich ist niemand frei von seinem eigenen ästhetischen Urteil; als jemand mit einer bestimmten gesellschaftlichen oder landschaftlichen Herkunft und als Angehöriger einer bestimmten Altersgruppe ist man mit bestimmten Ausdrücken vertraut, fremdelt mit ihnen oder ist übersätigt. Schaltet man aber einmal im Gedankenexperiment diesen persönlichen Dünkel ab, muss man eingestehen, dass die Vielfalt des sogenannten »Nervsprach« doch eigentlich ein Zeichen von immenser Kreativität, von sprudelnder Lebenskraft ist. Die Schöpfungen dieses Aspektes von Sprache sind oft durchaus auch linguistisch interessant. Bestimmte Muster werden hier verwendet, die bekannte und eventuell sogar unbeachtete Strukturen aufzeigen. Vor allem das Vertauschen linguistisch interessanter Objekte: Phoneme, Onsets, Reime, Morpheme, Wörter oder ganzer Idiome etc. Also: Ausdrücke, die hier den Stein des Anstoßes bilden, sind keine Boten für den drohenden Untergang der deutschen oder sonst einer Sprache. Sie interagieren mit dem Sprachsystem, dem, was die Sprache als Regelwerk ausmacht, also mit Grammatik und Lexik, nur bedingt. Und genau diese Erkenntnis trifft auch auf einen Großteil der zweiten Gefahrenquelle zu, auf die Anglizismen.

Anglizismen

Zu ihnen liegen inzwischen unzählige wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Arbeiten vor. An dieser Stelle möchte ich zwei Dinge tun: Zuerst werde ich eine, neben den vielen schon existierenden, weitere Einteilung von Anglizismen aus einem bestimmten Blickwinkel vornehmen. Im Brennpunkt des Interesses stehen hier Wörter oder kürzere Wortgruppen. Im Anschluss daran werde ich strukturelle Aspekte betrachten, also angebliche Einflüsse des englischen Satzbaus auf die deutsche Syntax.

Einteilen möchte ich die anglo-amerikanischen »Eindringlinge« in Internationalismen, Anglizismen im engeren Sinne und wiederum Slogans und Formeln. Für letztere gilt im Prinzip das, was im Vorhergehenden über »deutsche« Slogans gesagt wurde. Vor allem Werbesprüche wie *come in and find out, there is no better way to fly, we care for you, the new fragrance by...* können hierfür als Beispiele angeführt werden. Hier wird zwar Sprache verwendet, aber wieder viel mehr im Imporiersinne denn als in der Normalfunktion des Mitteltens. Im Prinzip ist diese Handlung ähnlich wie das Einblenden eines Firmenlogos oder das Einspielen einer Signalmelodie. Hier handelt es sich natürlich um Zeichen im semiotischen Sinne, es soll kommuniziert werden, aber Sprache wird hier auf eine Metaebene angehoben, sie wird nicht wie üblich eingesetzt. Den meisten war von Anfang an klar, dass viele potentielle Kunden die Sprache gar nicht richtig verstehen würden; und spätere Untersuchungen haben dies bestätigt. (Bei einer Untersuchung der Köhler Agentur Endmark wurde lediglich eine von zwölf Werbeaussagen von mehr als 50 Prozent der Befragten richtig übersetzt; vgl. www.endmark.de/download/Endmark_Presse_Claims.pdf.) Aber darum ging und geht es auch gar nicht. Einfach die akustische und oftmals optische Einblendung des englischen Idioms soll(ie) den Eindruck von Globalität suggerieren, das Produkt weltmännisch und international erscheinen lassen. Im Moment ist unklar, ob der Trend anhält. Immer öfter liest man Meldungen, wonach sich Anglizismen inzwischen überlebt haben. Ob es nun schon so weit ist, mag man bezweifeln; aber irgendwann hat sich diese Art der Werbung sicher selbst obsolet gemacht, wenn alle Werbung nur noch Englisch daherkäme, viele die Motivation weg. Mithin hört man nun hin und wieder einmal Französisch: *créateur d'automobiles, grand dessert, bon appétit*. In Berlin beobachte ich, dass für bestimmte Immobilien jetzt unter anderem auch mit Vokabeln wie *Maison* und *Palais* Reklame gemacht wird.

Werbung muss in jedem Falle effekthascherisch sein, sie muss auffallen und provozieren. Sprachlich passiert das nicht nur mit englischen

Wörtern, sondern mit vermeintlich deutschen Ausdrücken. Die von Sprachhütern verteilten Konstruktionen *Da werden Sie geholfen, Deutschlands meiste Kreditkarte, das König der Biere* gehören ebenso dazu.

Ähnliches sagt auch die Linguistin Nina Janich und verweist darauf, dass Werbesprache auffallen soll und fremde Sprachen da helfen. Konkret meint sie wahrscheinlich Englisch. Das bedeutet aber auch, dass die Werbemacher selbst kein Interesse an einer Überschwemmung des Deutschen mit englischem Wortschatz haben könnten. »Wenn die Deutschen bereits das von Sprachpuristen befürchtete »Denglisch« sprächen, entfielen es für die Werbung als Strategie«, so Janich.² In jedem Fall ist davon auszugehen, dass die englische Struktur, die mit den Beispielen aus der Werbung in die deutschsprachigen Medien kommt, sich nicht in die deutsche Sprache einschleicht. Sprüche wie *we love to entertain you* befördern nicht die Aufgabe der für das Deutsche typischen Verbletzstellung (siehe etwas weiter unten), solche wie *don't call it »Schmitzel«* führen keine neue Verneinungssyntax ins Deutsche ein.

Fern von solcher Imporiersprache erblickt Janich in der »Verfremdung zum Neuen« speziell für die Werbung auch gute Chancen zu originellen und witzigen, sowohl Aufmerksamkeit als auch Anklang findenden Spielereien. Als Beispiel nennt sie das *We kehrt for you* der Berliner Stadtreinigung (von »We care for you« = Wir sorgen für euch) oder *fun-tastisch* für ein Handy mit Tasten, die den längst abgedroschenen Fun einen überraschenden Effekt verleihen. Also: Die Deutschsprecher nehmen das alles kreativ auf – ein Zeichen von Vitalität.

Die nächsten Kandidaten sind nun die »Anglizismen im engeren Sinne«. Hierzu gehören Wörter wie *Event, Talk, Fan, downloaden, joggen, einchecken* oder *cool*. Hier versteht man den besorgten Bildungsbürger wohl am besten, wenn er die Flut von Wörtern als bedrohlich empfindet, besonders dann, wenn sie unnötig oder lächerlich scheinen, wie vielleicht etwa bei *Bodybag* oder *Key account manager*. Hier geht es mir selbst oft wie einigen Sprachhütern, aber ein paar Worte zur Besonnenheit seien an dieser Stelle gesagt. Erstens bereichern sehr viele der gescholtenen Wörter unsere Sprache: Ein Event ist nicht einfach nur ein Ereignis oder eine Veranstaltung – das wären die Übersetzungen, die ein Wörterbuch anbietet –; es ist ein von Menschen gesteuertes, organisiertes Ereignis, und es ist eine große, eine Massenveranstaltung. Der Deutschsprecher wünscht

² Vgl. www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,98974,00.html.

sich offensichtlich ein Wort für ein solches Konzept. Er wünscht sicherlich nicht die fast 7.000 Einträge des vom Verein Deutsche Sprache lancierten Anglizismusindex. Diese Zahl grenzt ebenso an Panikmache wie zahlreiche der dort aufzufindenden Wörter selbst.³ Dort sind *sugar*, *yearly* und *native language* aufgelistet.

Ich gehe davon aus, dass die Betreiber des Index Kriterien für die Auswahl haben, sonst könnte man ja gleich die jeweils neueste Ausgabe des Oxford Dictionary einspeisen. Aber als unbefangener Interessierter wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen, dass es sich hier um Wörter handelt, die ernsthaft als demnächst deutsch gelten könnten. Wer redet denn so? Nicht einmal in meinen Seminaren zur Generativen Grammatik, wo quasi alle zu lesende Literatur englischsprachig war, verwendete man da den Terminus *native language* unbefangen. Und *sugar* hat allenfalls Gayle Tufts bei Bioleks Fernsehkocheisendung zum Süßen genommen oder Roger Whitaker beim Promi-Dinner. Andererseits findet man im Index Wörter wie *Cabby* (für Taxifahrer) oder *naked bike* mit der Übersetzung *Skelettmotorrad*. Ich frage mich, wie viele Deutschsprecher das letzte Wort schon einmal gehört haben, egal ob auf Deutsch oder Englisch. Weiterhin findet man im Index *soda* und *x-chromosome*. Was ist daran besonders englisch? Die Kleinschreibung vielleicht?

Es ist nun einmal so, dass Englisch zur Zeit (noch) die prominenteste Sprache der Welt ist. Deswegen ist sie wohl auch die einflussreichste. Im Prinzip können wir froh sein, dass wir sprachliches Material aus einer unserem Deutschen nahe verwandten Sprache entlehnen. Peter Eisenberg (u.a. 2008, persönliche Mitteilung) meint, dass die relativ große genetische wie typologische Verwandtschaft es dem Deutschen leicht macht, Englisch aufzunehmen. Es sei eher die lexikalische wie strukturelle Ähnlichkeit, die das Integrieren anglo-amerikanischer Sprachheiten befördert, als irgendein postulierter voraussetzender Gehorsam der Deutschen gegenüber den Amerikanern, als eine wissenschaftlich nicht belegte Unterwürfigkeit vor allem der Bundesrepublik-Bewohner. Und das kann gut sein.

Man gebe sich einmal dem Gedankenexperiment hin, die Vormachtstellung des Englischen weiche in Zukunft dem Chinesischen. Propagiert

³ In einem Beitrag von Thomas Niehr (2002) erfährt man noch von der ursprünglichen Idee des Vereins Deutsche Sprache. Dort waren vor genau 10 Jahren die »schlimmen« Anglizismen definiert als »Der englische Ausdruck muss hinreichend weit verbreitet sein«. Siehe und vergleiche dazu den weiteren Fließtext oben.

wird diese Entwicklung auch vom britischen Linguisten David Graddol. Viele Prognosen sehen im Reich der Mitte ja die zukunftsige Weltmacht, was sich auch sprachlich manifestieren würde. In der Tat ist das Mandarinchinesische schon länger die meistgesprochene (Mutter-)Sprache der Welt. Deutsche Fernsehsender strahlen Beiträge aus, die zeigen, wie seit kurzen die reichsten Einwohner New Yorks ihren Nachwuchs von chinesischen Kindermädchen zweisprachig erziehen lassen. Immer mehr Menschen auf der ganzen Welt lernen Chinesisch, allein an deutschen Volkshochschulen waren es 2005 über 10.000. Wird China nun bald zum führenden Industrieland, wird es auch immer mehr seine Kultur exportieren, und damit seine Sprache. Dann werden mehr chinesischstämmige Wörter ins Deutsche kommen. *Tofu*, *Kung Fu* und *Feng shui* bekommen Besuch aus der Heimat, der bleiben will. Im Moment ist es wohl *Tao*, der Weg – ein philosophischer Begriff. Vor allem Begriffe, die für eine dominante Kultur charakteristisch sind, wandern als Superstrausdrücke in die Sprachen der Völker, die das Ding, das Phänomen, das Konzept nicht oder kaum kennen. Kandidaten wären *Guinness* – auf Deutsch »Vitamin B« im Sinne von »Gute Beziehungen« oder die neue, exotische Lebensart verheißenden Körper-und-Geist-Trends *Qigong* und *Tai chi*. Dann wird sich das Deutsche mit viel gewichtigeren »Fremdkörpern« auseinandersetzen haben. Rein phonetisch-phonologisch: Wie behandeln (oder übernehmen?) wir Triphthonge oder, noch exotischer: Töne? Die Lexik ist vollkommen unerschließbar. Ein »Jane, das Fashion-Victim, kam wieder im stylischen Outfit« mag affektiert, unehört, präventios oder sogar dümmlich klingen, je nachdem, wer den Satz hören muss. Aber man kann ihn verstehen, nicht so in Form von »Li, diese modeng nütang kam wieder chuang xin yifu«. Ganz zu schweigen vom Eindringen der Schrift. Zurzeit erregen die Schriftzeichen keine Ärgernisse. Im Gegenteil, sie schmücken Eingangstüren zu Imbissstuben und Gourmettempeln mit entsprechender Küche oder zieren als Tätowierungen westliche und so auch deutsche Körper. Die Präsenz ist aber noch bescheiden und dadurch nicht »bedrohlich«. Aber ich sage voraus, dass eine Zeit kommen wird, wo gute Deutsche oder Europäer gegen ein Übermaß an Hanzi im Straßen- oder ganz allgemein im Schriftbild des Abendlandes zu Felde ziehen werden. Jedoch auch diese Aufgabe werden das Deutsche, seine Schwes-tern und Brüder nebst Nachbarn meistern. Das Englische wird man dann im Nachhinein aber als harmlos empfinden, eben weil es ja gar nicht so fremd war bzw. ist.

Zur dritten Gruppe: den Internationalisten. Die meiner Meinung nach richtige Haltung zu dieser Gruppe von Anglizismen wird im Bremer

Sprachblog propagiert. Der Initiator und Moderator Anatol Stefanowitsch nimmt Stellung zu den Aktivisten der *Initiative Sprachlicher Verbraucherschutz*⁴:

Diese feierten zum Beispiel am Tag der Muttersprache nicht etwa die Ausdruckskraft und Wandlungsfähigkeit der deutschen Sprache, nein, sie schlugen Alarm, weil »Deutsch auf den hiesigen Flughäfen und Bahnhöfen zur »Randsprache« geworden sei«. Und die Aktion Lebendiges Deutsch schlug letzten Monat [d.h. im Januar 2008, Anm. A.M.] ungefragt vor, »den »Service Point« der Deutschen Bahn endlich wieder »Auskunft« zu nennen – wie er schon 150 Jahre heißen hat«. Ich [also A. Stefanowitsch] habe mich ja hier schon des öfteren gefragt, ob den Menschen, die diese Art von Vorschlägen machen, wirklich nicht klar ist, dass die Welt nicht mehr die von vor 150 Jahren ist, und dass auch deutsche Bahnhöfe inzwischen zu internationalen Verkehrsknotenpunkten geworden sind. Die Bezeichnung »Service Point« mag inhaltlich unzutreffend sein, aber sie ist auf einem Bahnhof allemal angemessener als das international völlig unverständliche Wort »Auskunft«. Und mir kann keiner erzählen, dass es noch deutsche Muttersprachler gibt, denen das Wort *Service* nicht bekannt ist.

In mehreren Beiträgen des äußerst interessanten Blogs vertritt Stefanowitsch diese These. Und er hat zu einem Gutteil recht damit. Man mag als Liebhaber der deutschen Sprache *Flughafen*, *Dienstleistung*, *Fahrradverleih* und *Auskunft* lieber mögen als *Airport*, *Service*, *Rent a bike* und *Information*, oder letztere eben als pseudo-weltmännisch empfinden. Wir leben aber nun in einer Zeit, in der Mobilität zu einem Grundrecht und -bedürfnis der Gesamtbevölkerung zumindest in den Industrienationen geworden ist. Das Reisen über Ländergrenzen hinweg ist kein Privileg von Wenigen mehr, sondern gehört zum Alltag. Und wäre da nicht die damit verbundene Umweltverschmutzung durch Verkehr und Transport sowie die Zerstörung kultureller Vielfalt durch Massentourismus – Dinge, die wirklich Probleme in der heutigen Welt darstellen –, hätte die Entwicklung der Beweglichkeit fast nur positive Seiten. Diese Errungenschaft geht aber einher mit dem Bedürfnis einer maximalen Verständlichkeit beim Reisen. Insofern kann man zwar bedauern, dass man immer seltener die schönen, deutschen Wörter *Ferrissprecher* oder *Flughafen-Schmelzung* hört und vor allem sieht. Aber wenn man als Normalbürger gerade im Athener Flughafen sein Handy verloren hat und einen dringenden Anruf tätigen möchte oder auf dem Kiewer Bahnhof feststellt, dass bis zum Abflug in die Heimat nur sehr wenig Zeit bleibt, dann ist man

froh über Schilder mit *Phone* oder *Airport Express*. Dieses Bisschen an linguistischer Globalisierung, das für viele sicherlich kein Bisschen (mehr) ist, müssen wir einfach hinnehmen. (Wenn demnächst 服务中心 kommen sollte, werden wir das schöne europäische Wort *Information* preisen. Aber vielleicht kommt es ja gar nicht, weil *Information* schon heute auch in Peking, Hongkong, Tokio oder Bangkok zu finden ist und sich etabliert.)

Zu vermeintlichen Anglizismen

Viel entscheidender als durch den Wortschatz wird das Wesen einer Sprache durch seine Grammatik und vor allem durch die Wortstellung geprägt (vgl. zum Folgenden Meinunger 2008a, 2008b). Die Syntax ist somit das Gebiet, das man sich anschauen muss, wenn man nicht nur die verhältnismäßig oberflächlichen, wenn auch besonders auffälligen, lexikalischen Veränderungen registrieren möchte, sondern sich für die Frage interessiert, wie stark der strukturelle Einfluss – im konkreten Fall des Englischen – auf unsere Sprache ist. Soviel hat Bastian Sick, der derzeit zweifellos berühmteste Sprachkritiker, erkannt. Deswegen versucht er auch an verschiedenen Stellen, die syntaktische Struktur bestimmter Wortgruppen zu beleuchten. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass in diesem Zusammenhang einige von seinen Behauptungen revidiert werden müssen. Zum einen verurteilt er in seiner Kolumne, in Büchern und bei Auftritten bestimmte Konstruktionen als abzulehnende Anglizismen, die sich jedoch oft als ganz harmlose Lehnausdrücke herausstellen. Zum anderen aber verkent Bastian Sick die eigentlichen, urdeutschen Wortstellungs-muster, kritisiert deren Gebrauch und preist stattdessen Strukturen, die stark die Züge des heutigen Englisch aufweisen. Auch wenn er damit stilistisch auf relativ sicherem Boden steht, hätte eine strikte Befolgung seiner Sprachtipps kurioserweise eine viel stärkere Anglizisierung oder Amerikanisierung unserer Muttersprache zur Folge als beispielsweise der Gebrauch der Präposition *in* vor Jahreszahlen.

Sehen wir uns zuerst nacheinander zwei angeblich englische Strukturen an. Die erste wird in Sick 2004, 154f. besprochen – im gleichnamigen Kapitel »Ich erinnere das nicht«. Hierzu steht zu lesen: »Die Wörter klingen zwar noch deutsch, die Strukturen sind es nicht mehr«. Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit haben wir hier tatsächlich eine Lehnübersetzung aus dem Englischen vorliegen. Der Verzicht auf die komplexere Konstruktion (Reflexivpronomen und Verb mit Präpositionalphrase) ist sicherlich auf die Omnipräsenz des Englischen zurückzuführen. Es sollte

⁴ www.iaas.uni-bremen.de/sprachblog/.

besser heißen: *Ich kann mich nicht daran erinnern*. Dennoch wird hier unsere Syntax, unsere gute deutsche Wortstellung also, nicht unterwandert, wie es das Horrorszenario in der Kolumneneinführung darstellt. Vielmehr handelt es sich um eine Alternative, die die deutsche Sprache auch unabhängig zulässt: *Er fürchtet sich vor seiner Schwiegermutter* kann gegebenenfalls umformuliert werden in *Er fürchtet seine Schwiegermutter*; *Sie hat sich für ihr unverständliches Verhalten erklären können* kann man zuweilen ersetzen durch *Sie konnte ihr unverständliches Verhalten erklären*; *Er hat sich mit Bernd getroffen* kann man umwandeln in *Er hat Bernd getroffen*; *Sie versteht sich gut aufs Flirten* in *Sie versteht das Flirten gut*. Das Muster Subjekt-Verb-Reflexivpronomen-Präpositionalobjekt kann unter bestimmten Voraussetzungen »transformiert«, also umgewandelt, werden und resultiert dann in der Variante: Subjekt-Verbalakusativobjekt. Verben, die ein ganz paralleles Verhalten an den Tag legen, sind neben *fürchten, erklären, treffen* und *verstehen* zum Beispiel *entschuldigen, beklagen, verantworten, vorbereiten, sitzen, dizen*. Die beiden Varianten gehen mit interessanten, teilweise minimalen Bedeutungsverschiebungen einher: Die deutsche Syntax jedenfalls lässt prinzipiell beide Muster zu. Auch wenn nun die besagte Konstruktion aus dem Englischen stammt, sprengt sie keine deutschen Wortstellungsregeln. Sie springt in eine Lücke, die die deutsche Syntax sowieso bietet. Viele norddeutsche Dialekte hatten diesen »Slot« ehedem schon besetzt und nutz(t)en die Konstruktion *etwas erinnern* schon lange, bevor sie durch das englische Muster im Deutschen noch weiter verbreitet wurde.

Eine ähnliche Strategie kann man beim Anglizismus *das macht (keinen) Sinn* verfolgen – dem »Lieblingsfeind« eifriger Puristen. Wie oft wurde und wird diese Wortverbindung gescholten! Mit einiger Sicherheit geht dieser Ausdruck auf die englische Formulierung »That makes (no) sense« zurück. Vormals sagte man »Das hat (keinen) Sinn« oder gelegentlich »Das ergibt (keinen) Sinn«. Bastian Sicks kommentar dazu:

Sinn und machen passen einfach nicht zusammen. Das Verb machen hat die Bedeutung von fertigen, herstellen, tun und bewirken; es geht zurück auf die indogermantische Wurzel mag-, die für »kneten« steht... Etwas Abstraktes wie Sinn lässt sich jedoch nicht kneten oder formen. Er ist entweder da oder nicht: Man kann den Sinn suchen, finden, erkennen, verstehen, aber er lässt sich nicht im Haarruck-Verfahren erschaffen. (Sicks 2004, 49)

Nun ist es vielmehr so, dass eine ganze Reihe von bedeutungsschwachen Tätigkeitswörtern sehr vage gebraucht wird. Als bedeutungsschwach gelten in diesem Fall Verben, die keine fest umrissene, genau zu definieren-

de Bedeutung haben wie z.B. *haben, machen, tun, geben, nehmen, bringen, gehen, kommen* und einige mehr. Ganz klare und unmissverständliche Verben im Gegensatz zu den genannten wären *missen, bespitzeln, krähen* oder *tapezieren*. Da ist immer ein Nieser oder eine Art Spion, ein Hahn, beziehungsweise ein Tapezierer dabei. *Machen* hingegen bedeutet nicht immer, dass tatsächlich ein »Macher« dahinter steht: *Das macht Spaß* und *Das macht keinen Unterschied*. Hier vermutet und sucht man keinen Kneten. Solche abstrakten Begriffe, die sich auf unknethbare Dinge beziehen, findet man mit dem Verb *machen* zuhauf: *Etwas macht Eindruck, Mühe oder Angst, jemand macht Karriere* oder *jemandem alle Ehre*. Sogar Adjektive findet man mit dem Verb *machen*: *Etwas macht krank, schlank, verrückt* oder *dick* – oder *jemand macht blau* ... Ganz ähnlich: Bei *tun* gibt es nicht immer einen »Täter«: *Etwas tut weh* oder *gut* oder *nichts zur Sache* – *jemand tut jemandem einen Gefallen* oder *jemandem leid* bzw. *leid*; bei *geben* ist nicht immer ein »Geber« involviert: *Dort gibt es kaum Regen*, bei *gehen* kein »Geher« und bei *kommen* kein »Kommer«: *Oft kommt und geht es anders, als man denkt*. Häufig sind diese »blassen« Verben dann auch austauschbar: *Etwas macht Spaß, gibt eine Gaudi* und *bringt Freude* oder *macht Freude*, oder eben *(er)gibt einen Spaß* usw. Ähnlich dann: *Etwas hat* oder *gibt* oder *ergibt keinen Sinn* und nun eben auch: *Etwas macht keinen Sinn*. Konstruktionen wie *etwas erinnern* oder *Sinn machen* kommen zwar tatsächlich im konkreten Fall durch den Einfluss der englischen Sprache ins Deutsche, aber unsere Grammatik ist dadurch keinesfalls bedroht. Die typischen Strukturen ändern sich dadurch nicht. Diese Wortverbindungen nutzen lediglich Muster, die es schon gibt. Die Syntax der deutschen Sprache ist im Wesentlichen von zwei Wortstellungsregularitäten bestimmt, die die Positionen des Verbs betreffen. Beide Regeln unterscheiden sich massiv von denen, die im Englischen wirksam sind. Erstens ist das Deutsche eine sogenannte Verbzweit-Sprache. Das heißt in erster Linie, dass in einem normalen Aussagesatz nur eine Angabe vor dem gebeugten Verb stehen darf; welcher Art diese ist, spielt keine entscheidende Rolle.

Das Deutsche hat ferner zwei entscheidende Positionen für das Verb: erstens das gebeugte (im Hauptsatz als Aussagesatz) an der zweiten Stelle und zweitens an der letzten Stelle im Satz – nach dem Objekt, falls im Satz denn eines gegeben ist. Diese beiden in Beziehung stehenden Positionen bilden die für das Deutsche typische sogenannte Satzklammer (a). Das Englische kennt nichts Vergleichbares:

(a) Jeder hat irgendwann mal einen Fehler gemacht.

Im Gegensatz zu dem, was Bastian Sick und viele andere Sprachkritiker behaupten, unternimmt der Deutschsprecher von heute viel, um die ureigene, typisch deutsche Wortstellung, die sich massiv von der englischen unterscheidet, beizubehalten.

Ein weiteres Phänomen ist der auch von Bastian Sick beobachtete und für bedauernswert gehaltene sogenannte Präteritumschwund. Im gesprochenen Deutsch wird die »normale«
Vergangenheit in den meisten Fällen durch das Perfekt ausgedrückt. *Wir haben das Buch schon gelesen. Das Gemüse ist verkocht. Hast du ihr geholfen? Habt ihr lange gewartet? Diese Sätze klingen viel geläufiger als ihre Entsprechungen im Präteritum: *Wir lasen das Buch schon. Das Gemüse verkochte oder Halfst du ihr? Wartetet ihr lange?* Diese Sätze sind natürlich ebenso grammatisch, klingen aber sehr nach geschriebener Sprache. Hilfsverben wie *sein* und *haben* oder aber Modalverben wie *können*, *wollen*, *missen* usw. sind in dieser Hinsicht flexibler. Sie kommen auch in der gesprochenen Sprache sehr häufig im Präteritum vor: *Er war draußen oder Ich musste noch etwas lesen. Wollte sie sich nicht das neue Buch kaufen?* Der Grund ist folgender: Hilfsverben kommen in der Regel nicht allein vor, sie haben ein anderes sogenanntes Vollverb bei sich. Im Perfekt ist das sogar notwendigigerweise der Fall. Das ermöglicht nun die für das Deutsche so typische Satzklammer: Das gebeugte Verb steht im Hauptsatz ziemlich weit vorn, das bedeutungstragende Vollverb steht als Infinitiv oder als Partizip ganz weit hinten – nach dem Objekt. Die Präteritumvariante klingt viel eher nach Englisch. Die deutsche Umgangssprache jedoch wehrt sich gegen die englisch anmutende Wortstellung. Sie bevorzugt eine Konstruktion, die das Englische nicht duldet, nämlich ihre typische Das-Objekt-geht-dem-Verb-voran-Stellung.*

Ein weiterer Gegensatz zwischen Deutsch und Englisch macht sich in der Bedeutung der Vergangenheitsformen deutlich. Was die Verwendung von Perfekt bzw. Präteritum betrifft, können wir im Deutschen lediglich einen stilistischen Unterschied ausmachen. Perfekt wird in der gesprochenen Sprache bevorzugt, Präteritum in der geschriebenen (in etwa vergleichbar mit dem Unterschied imparfait – passé composé versus passé simple im Französischen). Im Englischen ist der Unterschied viel gravierender. Es ist nachweislich (und nachvollziehbar) nicht so, wie Bastian Sick behauptet. Dieser geht hier sicher englischen Grammatikschreibern oder aber der Etymologie des Wortes »Perfekt«
auf den Leim. Im Englischen ist es tatsächlich so, dass das Perfekt (oder »present perfect«, wie es da heißt) einen Gegenwartsbezug hat; das Präteritum (»past tense«
) nicht. Selbiges unterstellt Bastian Sick dem Deutschen:

Einen inhaltlichen Bezug zur Gegenwart hat die erste Vergangenheitsform [= Präteritum, A.M.] aber nicht. Den wiederum hat das Perfekt, jene mit »haben«
und »sein«
gebildete Vergangenheitsformen. Deswegen nennt man das Perfekt auf Deutsch auch »vollendete Gegenwart«. (Sick 2005, 30)

Tatsache ist, dass man das englische Perfekt niemals mit Ausdrücken wie *gestern*, *vorige Woche*, *letztes Jahr*, *1896*, *im Mittelalter* usw. gebrauchen kann. Diese Zeitangaben lokalisieren das Geschehen in der Vergangenheit und nehmen somit oft den direkten Gegenwartsbezug. **We have moved last year* oder **I have read the newspaper yesterday morning* mögen für das Ohr eines Deutschen gar nicht so unmöglich klingen, ungrammatisches Englisch bleiben sie dennoch. Solche Sätze sind fast uninterpretierbar. Die deutschen formalen Entsprechungen *Wir sind letztes Jahr umgezogen* oder *Ich habe gestern morgen die Zeitung gelesen* sind dagegen vollkommen verständlich und grammatisch. Der ebenfalls ungrammatische Satz **At least during the sermon, everybody has shut his mouth for five minutes* hat eine ganz normale deutsche Entsprechung: *Wenigstens während der Predigt hat jeder für fünf Minuten seinen Mund gehalten*. Hier ist für uns keinerlei gegenwärtige Gültigkeit heraus- oder hineinzuinterpretieren. Das Schweigen ist mit Sicherheit seit langem widergebrochen. Auch für Abläufe, bei denen eine Handlung der anderen folgt, wo sich ein vergangenes Ereignis an ein anderes reiht und es damit zeitlich gesehen ablöst, können wir Deutsche das Perfekt verwenden, weil eben kein Gegenwartsbezug hergestellt werden muss: *Zuerst hab' ich da ein Geräusch gehört. Ich bin dann raus in den Garten gegangen und habe überall umhergeschaut. Ich konnte nichts sehen. Da bin ich wieder reingegangen*.

Zugegeben: kein stilistisches Meisterwerk, aber grammatikalisch akzeptables Deutsch. In einem Film wäre diese Sprache viel authentischer als die Variante im Präteritum. Unsensible Texter legen ihren Scharspielem oft unwirkliche Sätze in den Mund, vielleicht, weil sie Mündlichkeit und Schriftlichkeit verwechseln. Ein englischsprachiger Drehbuchautor hat aber gar keine Wahl. Hier ist nur die einfache Vergangenheit (past tense) möglich. Sein Sprachgefühl würde es ihm nie anders gestatten. Ein Deutscher kann sagen *Ich habe drei Jahre in Moskau gelebt*, wenn er inzwischen seit fünf Jahren wieder in Berlin zu Hause ist. Eine Engländerin kann nur dann *I have lived in Paris for two years* sagen, wenn sie noch immer in der französischen Hauptstadt lebt.

Eine weitere quasi selbstregulative Aktion zur Rettung der deutschen Wortstellung beobachtet man im Zusammenhang mit der Neubildung von

Verben. Besonders im Bereich der innovativen Jugendsprache werden immer wieder aus Mode- oder sonstigen Gründen neue Verben zum Ausdruck psychischer Zustände gebildet (siehe Wegener 2007). Im Endeffekt wirken diese Innovationen oder Modeerscheinungen konservierend, denn sie manifestieren wiederum die typisch deutsche Satzklammer: Das gebeugte Verb steht weiter vorn im Satz, ungebeugte Elemente am Ende hinter dem Objekt. Bis jetzt haben wir das vornehmlich mit Infinitiven und Partizipien bei zusammengesetzten Tempusformen illustriert. Ein weiteres solches Element ist die Partikel – oft homonym mit einer Präposition: *Die Kritik daran hört gar nicht mehr auf* oder *Hoffentlich schließe ich bald mit der ganzen Sache ab*. Wir wissen als Deutschsprecher, dass beide Teile eigentlich zu jeweils einem Wort gehören: *aufhören* und *abschließen*. Solche Konstruktionen sind typisch deutsch und manifestieren wieder den OV-Charakter unserer Sprache: Das gebeugte Verb erscheint durch einen Teil seiner selbst, nämlich durch die Partikel, am äußersten rechten Rand des Satzes, um somit wieder das Objekt links von sich oder zumindest links von diesem einen seiner Bestandteile zu haben. Dieses Verfahren ist dem Englischsprecher mehr als fremd. Der auch bei uns beliebte englische Schriftsteller Mark Twain, der sich einst abmühte, unsere deutsche Sprache zu lernen, hat sich in einer Satire *Die schreckliche deutsche Sprache* über ebendieses Phänomen folgendermaßen geäußert (natürlich in seiner Muttersprache, hier die Übersetzung; zit. nach Meinunger 2008b, 95f.):

Die Deutschen haben noch eine Art von Parenthese, die sie bilden, indem sie ein Verb in zwei Teile spalten und die andere Hälfte an den Anfang eines aufsteigenden Absatzes stellen und die andere Hälfte an den Anfang eines sich jemand etwas Verwirrenderes vorstellen? Diese Dinger werden »trennbare Verben« genannt. Die deutsche Grammatik ist übersät von trennbaren Verben wie von den Blasen eines Ausschlags; und je weiter die zwei Teile auseinandergezogen sind, desto zufriedener ist der Urheber des Verbehens mit seinem Werk. Ein beliebtes Verb ist »reiste ab«. Hier folgt ein Beispiel, das ich aus einem Roman ausgewählt und ins Englische übertragen habe: »Da die Koffer nun bereit waren, REISTE er, nachdem er seine Mutter und Schwestern geküsst und noch einmal sein angebetetes Gretchen an den Busen gedrückt hatte, die, in schlichten weißen Musseln gekleidet, mit einer einzigen Teerose in den weiten Wellen ihres üppigen braunen Haares, kraftlos die Stufen herab gewankt war, noch bleich von der Angst und Aufregung des vergangenen Abends, aber voller Sehnsucht, ihren armen, schmerzenden Kopf noch einmal an die Brust dessen zu legen, den sie inniger liebte als ihr Leben, AB.

Den unbedachten, nicht sonderlich am Erhalt der deutschen Sprachstruktur interessierten Jugendlichen scheint diese Art der Konstruktion – zumindest in einer weniger aufgeblähten, aber strukturell ebenso gestrickten Art –, Verbwurzel und Partikel zu trennen, nicht zu verwirren. Es ist beobachtet worden, dass »ältere« Verben wie *begeistern*, *interessieren*, *gefallen*, *missfallen* immer häufiger zumindest zeitweise ersetzt werden durch Konstruktionen wie *etwas macht mich an*, *haut sie um*, *hebt ihn an*, *kozt dich an*. Genau dieselbe Intention verfolgt der mehr oder weniger alte Deutschsprecher, wenn er sich für den Gebrauch von Partikelverben entscheidet, wo es die einfache, unpräfigierte Form eventuell auch tun würde. Hier steckt wiederum das Prinzip dahinter, den Satz nicht mit dem Objekt, sondern mit einem Verbbestandteil abzuschließen – also den OV-Charakter durchzusetzen. Für Bastian Sick ist diese Methode des Strukturhalts jedoch Ziel von Hohn und Spott. Anderthalb Kolonnen widmet er der seiner Meinung nach »Doppelmopplung« und gibt in seiner Manier ganze Tabellen, die dem Sprecher helfen sollen, »Pleonasmen« zu vermeiden. Eine dieser Tabellen klingt wie folgt (Sick 2006, 121, nach Sicks Daführhalten gehören die eingeklammerten Vorsilben weggelassen):

- (ab)ändern, -klären, -mildern, -mindern, -senken, -sinken, -zielen;
- (an-)mieten, -betreffen, -steigen, -wachsen;
- (auf)füllen, -oktroyieren, -zeigen;
- (aus)borgen, -leihen,
- (mit)helfen;
- (vor)ankündigen, -programmieren, -warnen;
- (zu)helfern, -schicken.

Im Prinzip wettet Sick also mit seiner Pleonasmus-Phobie gegen ein besonders deutsches Wortstellungsprinzip.

Inzwischen ahnt der Leser wahrscheinlich, dass der Selbsthaltungstrieb unserer Syntax auch ein Grund für die von Bastian Sick so beklagte Verdrängung des Konjunktivs durch die Umschreibung mit *würde* ist. Auch wenn sich der Ausdruck des Irrrealen mit der *würde*-Umschreibung in Richtung Uniformität entwickelt und damit zum Verlust an Formenvielfalt führt, sorgt diese doch für eine weitere Zementierung der typisch deutschen Wortstellung. *Anderenfalls würden wir sie vielleicht nicht verlieren* (Objekt geht Verb voran ~ deutsch) oder *verlören sie* (Objekt folgt Verb ~ englisch).

- (b) Wir würden sein Buch lesen. (OV)
- (c) Wir lassen sein Buch. (VO)

Ein weiteres Beispiel: Wieder einmal unbewusst und ganz gegen seine ursprünglichen Intentionen agiert Bastian Sick in seinem Kapitel »Die unvorhandene Mehrzahl«. Eigentlich geht es da um ein vollkommen anderes sprachliches Phänomen (siehe Titel der Kolumne), aber ein passanter liefert der Autor folgende Belehrung in puncto »gutes Deutsch«:

Abgesehen von dem moralischen Problem haben wir es hier auch mit einem stilistischen zu tun. Der Satz beginnt mit dem Objekt [...] Das ist sprachlich zwar nicht elegant, grammatisch aber korrekt. (Sick 2004, 119)

Außerdem:

Beim Hauptsatz steht das Prädikat normalerweise in der Mitte, also hinter dem Subjekt und vor dem Objekt. (Sick 2005, 157)

Soll man also einen guten deutschen Satz nicht mit dem Objekt beginnen (dürfen)? Wie sich die Satzglieder innerhalb eines Satzes anordnen, wird im Normalfall nicht von obskuren stilistischen Regeln diktiert, sondern vom sprachlichen Kontext bestimmt. Manchmal sind es jedoch klare grammatische Regeln, die eine bestimmte Wortreihenfolge ausschließen. Zum Beispiel darf ein direktes Objekt nur dann am Satzanfang stehen, wenn es eine echte Substantivgruppe (NP) ist oder ein betontes Pronomen. Ein unbetonbares *es* führt in Objektfunktion nicht zu einem grammatischen Satz (f). Als direktes Objekt ist es nur innerhalb des Satzes möglich (g), als Subjekt kann es auch am Anfang stehen (h).

Frank: Und was ist mit Helmut Krausers Buch *Eros*?

Ich:

(d) Den Roman habe ich letzten Sommer gelesen.

(e) Das habe ich letzten Sommer gelesen.

(f) *Es habe ich letzten Sommer gelesen.

(g) Na, letzten Sommer habe ich es zum zweiten Mal gelesen.

(h) Es hat mir total gefallen.

Nun lassen sich auch Fälle finden, bei denen es viel besser ist, das Objekt an die Spitze zu stellen und das Subjekt weiter hinten zu platzieren. Die Crux an der Sache ist, dass ein satzleitendes Objekt mit dem unmittelbar danach folgenden gebeugten Verb besonders deutsch ist! Wie ein Gangs bereits herausgearbeitet: Im Gegensatz zum Englischen ist das Deutsche wie die meisten anderen germanischen Sprachen eine sogenannte Verbzweit-Sprache. Die erste Position im Satz nimmt irgendein Satzglied ein, dann kommt das gebeugte Verb. Der Satzöffner ist zwar sehr oft das Subjekt, aber nicht obligatorisch, nicht einmal systematisch. Wie wir schon gesehen haben, finden wir häufig auch Satzadverbiale oder

Orts- bzw. Zeitangaben am Satzanfang: *Leider* scheinen das manche nicht zu wissen. *Hier* habe ich es hoffentlich deutlich machen können. *Ab jetzt* sieht es vielleicht anders aus. Es ist sogar so, dass manche Sätze nur dann grammatisch sind, wenn das Objekt dem Subjekt vorangeht (i); (j) zeigt, dass die Subjektinitialstellung nicht funktioniert.

(i) So etwas hat noch nie jemand gesehen.

Das hat noch niemals irgendetmand behauptet.

(j) *Irgendetmand hat das nie behauptet.

*Irgendetmand hat nie das behauptet.

Der womöglich gutgemeinte Rat des stilischeren Bastian Sick könnte sich aber wieder als Eigentor erweisen. Denn es konnte gezeigt werden (vgl. Speyer 2005), dass in ganz frühen Stadien des Englischen, im Altenglischen beispielsweise, Sätze viel öfter mit dem Objekt begannen als heutzutage. Wahrscheinlich mit einer ähnlichen Häufigkeit, wie wir das im heutigen Deutsch beobachten. Die damalige Version des Englischen kann gut als Verbzweit-Sprache angesehen werden. Im frühen Mittlenglischen änderte sich Grundlegendes: Sätze begannen viel seltener mit dem Objekt und gleichzeitig erschien das Verb viel seltener in der zweiten Position. Die immer wichtiger werdende Regel für das Englische wurde: Das Subjekt geht dem Verb voran. So kommt es zu der fast allen aus dem (Englisch-)Unterricht bekannten Regel: SPO – also Subjekt > Prädikat > Objekt. Diese Regel gilt so für das Deutsche nicht! (Siehe Satz (d) und (e)). Die Versuche, entsprechende englische Sätze zu bilden, schlagen fehl: **This novel have I read last summer* oder **This novel did I read last summer*, **This novel read I last summer* sind alle unmöglich. Augustin Speyer (2005) konnte vor gar nicht allzu langer Zeit statistisch eindeutig nachweisen, dass es einen kausalen Zusammenhang zwischen Objektvoranstellung und Verbzweit-Stellung in der germanischen Sprachgeschichte gibt. Verschwimmt das Erste (die Objektvoranstellung), wird auch das Letztere (Verbzweit-Stellung) seltener: Aus einer Sprache, die dem Deutschen sehr ähnlich war (Altenglisch), entstand das heutige Englisch, das sich in seiner Wortstellung ziemlich stark vom Neuhochdeutschen unterscheidet. Ergo: Verurteilt man Sätze mit vorgezogenem Objekt und leitet daraus den stilistischen Rat ab, Sätze möglichst nicht mit dem Objekt, sondern mit dem Subjekt zu beginnen, würde man der Ausbreitung des heutigen englischen Musters SPO Vorschub leisten. Die für das Deutsche typische Verbzweit-Regel ging verloren. Das wäre ein weit gewichtiges >Verfall<, eine viel größere Kapitulation vor der englischen Wortstel-

lung als die gelegentliche Übernahme von Konstruktionen, deren Gebrauch im Deutschen sowieso angelegt ist.

Jugendsprache und Verwandtes

Bleiben noch Jugendsprache, SMS-Deutsch und das, wofür kein besserer Begriff gefunden werden konnte, als Mode- und Marketing-Erfindungen. Davon kann man manches im Zusammenhang betrachten. Viele Sprachkritiker würden eine gemeinsame Behandlung der ersten beiden ›Sprachtrends‹, Jugendsprache und SMS-Deutsch, anvisieren. Immerhin ist ein gängiges Lamento: Die Sprache der Jugendlichen muss ja verkommen und verarmen, wenn die jüngere Generation so intensiv nur noch in reduzierten, ›verstümmelten‹ und ›verhunzten‹ Nicht-mehr-Sätzen kommuniziert.

Bei *Yahoo*, unter »Startseite > Gesellschaft&Kultur > Sonstiges > Gelöste Frage« findet man die tendenziös gestellte und anonym im Folgenden teilweise schon beantwortete Frage:

Warum sind Menschen nicht fähig, vollständige Sätze zu schreiben oder zu reden?

Also was mir [unklar bleibt, wenn, A.M.] in unserer heutigen Gesellschaft immer mehr auffällt ist, dass die Menschen nicht mehr fähig sind, ganze Sätze zu bilden. Ist das Internet bzw. der Chat schuld oder das Handy SMS?

Hier wittert dann auch Walter Krämer vom *Verein Deutsche Sprache* »einen historisch einzigartigen Massenselbstmord einer in Tausenden von Jahren gewachsenen Wörter- und Regelgemeinschaft namens deutscher Sprache.«

Internet und das Mobiltelefon sind neuere Erfindungen. Erwartungsgemäß nimmt sich die jüngere Generation solcher Technik unbefangen und somit am schnellsten an. Daher mait, chattet und sinst die Jugend wohl am häufigsten. Ich möchte hier nicht viel ausführen und eher auf wissenschaftliche Untersuchungen verweisen, zum Beispiel auf ein Projekt *Schreibkompetenz und neue Medien* unter der Leitung von Christa Dürscheid oder das eher europäisch-international betriebene und belgisch koordinierte Projekt *SMS4science*. Die Ergebnisse sind noch nicht ganz gesichert. In verschiedenen Publikationen liest man dann sogar, dass sich durch diese Art der Kommunikationskultur das Schreiben sogar verbessert hat. Also ist für manche Beobachter sogar das Gegenteil vom Lamenten to der Fall. Fest steht aber, dass noch nie so viel schriftlich kommuniziert

wurde wie heute. Es ist in diesem Zusammenhang sehr interessant zu beobachten, dass sich vieles bei der Entwicklung von Schrift – einer der größten Kulturleistungen der Menschheit überhaupt – nun in gewissem Sinne wiederholt. Insofern finden wir in der SMS-Chat-Schreibe ein interessantes Nebeneinander der verschiedensten Schrifttypen vor. Wir haben Logogramme, Piktogramme wie das Smiley, z.B. :-), (= Augenzwinkern), Ideogramme wie das @, ähnlich wie im heutigen chinesischen System finden wir eingebettete ›phonetische Teilzeichen‹, z.B. *ding, cu* (›see you‹). Vergleichbar mit dem arabischen System oder dem, was man in der Stenographie systematisiert hat, werden die Vokale (oft) einfach nicht geschrieben, es bleibt ein konsonantisches Skelett, mehr oder weniger gut verständlich: *Kmst d schnll ml kmm?* Aber hier sieht man, dass funktionierte, worüber sich Sprachhüter ärgern (Netzfund):

Ksmntn nd Vkl

Wnn mn s nm Txt smtlch Vkl ntrnt, s sht r zmlch bschsn s, ntrnt mn br ll Ksmntn, o i e e oa ueei.

Konsonanten und Vokale

Wenn man aus einem Text sämtliche Vokale entfernt, so sieht er ziemlich beschissen aus, entfernt man aber alle Konsonanten, so wird der Text total unleserlich.

Auch das Weglassen von Satzzeichen und die Aushebelung der Groß- und Kleinschreibung sind Charakteristika vergangener Schreibepochen: Erst (relativ spät) im Mittelalter wurden diese Lesereicherungen bei uns eingeführt. Christa Dürscheid hat recht, wenn sie auf diese Art der Verschriftung als eigenständigen Bereich hinweist, der durchaus funktional begründet ist. Das Schreiben muss schnell gehen (wie beim Stenogrammieren). Beim Verfassen von Aufsätzen, Bewerbungsschreiben oder klassischen Briefen ist die Situation eine ganz andere. Solange sich die Simser und Chatter bewusst sind, dass sie sich in verschiedenen Registern bewegen, kann man nicht davon ausgehen, dass das eine (der SMS-Stil) zum Untergang des anderen (der Beherrschung der Orthographie) führt – und schon gar nicht zum Verfall der deutschen Sprache. Ich kenne keine Klage über berufsbedingte Aphasie oder Sprechstörungen bei Stenotypistinnen. Chatten und Simsen sind Kommunikationsformen, bei denen das Pochen auf Einhaltung der klassischen Orthographieregeln ähnlich sinnlos und künstlich ist wie das Grundschullehrer-Gebaren, wenn sie von ihren Schülern verlangen, dass auf eine Ergänzungsfrage im »ganzen Satz« geantwortet werden soll. Es entspricht einfach nicht den Maximen der mündlichen Kommunikation auf die Frage: *Was gab's zum Mittag?* zu antworten: *Es gab Königsberger Klapse zum Mittag.*

Ein Durcheinander

Ich möchte hier eine andere Einteilung vornehmen: nicht Chat-SMS-E-Mail-Stil und Jugendsprache, sondern Medien-/Werbesprache und Jugendsprache. Wenn es um Sprache geht, wird im Alltagsdenken zu wenig differenziert. Vieles wird als sprachliches Phänomen oder als sprachliches Artefakt begriffen, was nur bedingt und in einem ganz bestimmten Sinne mit menschlicher Sprache im Allgemeinen oder der deutschen Sprache im Besonderen zu tun hat. So existiert im Kopfe vieler ein Gleichheitszeichen zwischen Sprache und Schrift oder Verschriftung – oder sogar zwischen Sprache und Rechtschreibung. Dabei ist die Sprache so alt wie die Menschheit, die Schrift gibt es seit etwa 5.000 bis 6.000 Jahren und eine (verbindliche deutsche) Rechtschreibung seit einem guten Jahrhundert. Natürlich gibt es zwischen den Systemen Beziehungen, aber keinesfalls Eins-zu-Eins-Entsprechungen. Und schon gar nicht dergestalt, dass man schließen kann, dass ein Mensch, der stark Dialekt spricht, etwa auch mit großer Wahrscheinlichkeit Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung hat. Von (vielen) Legasthenikern wissen wir auch, dass diese Menschen mit Schreib- und Leseschwäche durchaus wunderbar sprechen und hochintelligent sein können. In der Tat intellektuell beschränkt sind Menschen, die Wort und Ding, also Sprache und das, was sie abbildet, gleichsetzen. Da wird das Wort *Ferien* in einer Umfrage zum schönsten Wort gekürt. Aber warum sollte das Wort *Ferien* schöner sein als (das für) *Arbeit*. Alljährlich wird das Unwort des Jahres gewählt. Aber es sind doch zu 95% immer wieder die gemeinten Sachen, die die Jury demonstrativ und natürlich politisch korrekt verabscheut: *Hervorprämie*, *Konsumopfer*, *Topferrorist*, *Beleidsstourismus*, *Separatorenfleisch*, *ausländerfrei*. Ab und zu ist es einfach auch die häufige Verwendung des (eigentlich unschuldingen) Wortes in einem heiklen politischen oder anderweitig gesellschaftlichen Kontext.

Die Aktion »Unwort des Jahres« will für mehr sachliche Angemessenheit und Humanität im öffentlichen Sprachgebrauch werben. Zu diesem Zweck sollen jährlich einzelne Wörter oder Formulierungen aus der aktuellen öffentlichen Kommunikation, welche die Erfordernisse sachlicher Angemessenheit und humanen Miteinanders besonders deutlich verletzen, öffentlich gerügt werden. Dabei wird der deutlichste sprachliche Missgriff als »Unwort des Jahres« gekennzeichnet, aber auch weitere Wörter und Formulierungen können als »Unwörter« gerügt werden. In Betracht kommen alle Felder der öffentlichen Kommunikation (Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft ...). Die Rügen verstehen sich in erster Linie als Anregung zu mehr sprachkritischer Reflexion. Eine Zensurabsicht liegt der Aktion fern. (www.unwortdesjahres.org)

Ich vermag bei den meisten Wörtern der Aktion nicht den sprachlichen Fehltritt zu erkennen, den die Jury herausliest:

Umbau des Sozialstaats
(missbräuchliche Verwendung einer [Auf-]Baumetapher)

Inwiefern missbräuchlich?

Organspende

(Pervertierung der Begriffe »Spende/spenden« in der Transplantationsmedizin)

Was ist am Wort das Perverse? Hier kommt mir selbst das Konzept als etwas positiv zu Wertendes vor.

Überfremdung

(Scheinargument gegen Zuzug von Ausländern)

Inwiefern kann ein Wort ein Scheinargument sein?

Ehrenwort

(inakzeptable Berührung auf eine archaische »Familienehre« zur Rechtfertigung der Ernennung eines meist weiblichen Familienmitglieds)

Inakzeptabel ist die Tat – egal, wie man sie bezeichnet, aber das Wort?

Komischerweise – oder aus Tabu Gründen (?) – hat man nicht die sogenannte Fäkaltsprache bei den nervigen Sprachtrends gelistet. Aber da – genau wie bei Unwörtern – verfällt man in die fragwürdige Logik: hässliche Sprache (hässliches Wort) = hässliches Ding = hässliche Sprache (hässliches Wort). Gibt man bei *Google* die Verbindung »hässliches Wort« ein, bekommt man: *Krise – ein hässliches Wort*, *Föllern ist ein so hässliches Wort*, *Schulden – ein hässliches Wort*, *oder?* Aber gemeint ist jeweils nicht das Wort, sondern das Konzept. Wollte man in einer solchen Welt das Ideal verfolgen, schönes Deutsch zu sprechen, müsste man ja aufhören, über die Wirklichkeit zu reden. Sprache ist nun aber dazu da, über alles zu kommunizieren; vielleicht sogar hauptsächlich über die problematischen, die unschönen Dinge. Im Prinzip weiß das jeder, aber sowohl die sprachkritische Diskussion wie auch der populäre oder gewollt populärwissenschaftliche Diskurs treiben sonderbare Blüten. Und eine ähnliche, weitere Vermischung der Ebenen scheint mir bei der Verachtung von Jugend- und Mediensprache vonstatten zu gehen.

Meine These ist die: Es ist zuallererst und eigentlich die jeweilige Bevölkerungsguppe, die gesellschaftliche Schicht, der die Ablehnung gilt, nicht deren Sprache. Auch wenn manche Soziologen behaupten, dass Jugend als wissenschaftlicher Begriff eher jung ist, scheint das Konzept der Generation zwischen Kindes- und Erwachsenenalter sehr alt. Und sicherlich nicht viel jünger ist die Skepsis gegenüber diesen Menschen,

die Ablehnung bestimmter für sie charakteristischer Verhaltensweisen und die ›Vorausahnung‹ des drohenden Verfalls der gesamten Kultur. Ziemlich bekannt und viel zitiert ist ein Spruch, der 2.500 Jahre alt sein soll und Sokrates angeeignet wird:

Die Jugend liebt heute den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt mehr vor älteren Leuten und diskutiert, wo sie arbeiten sollte. Die Jugend steht nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widerspricht den Eltern und tyrannisiert die Lehrer.

Stimmt's? Ein Feuilletonist des Berliner *Tagesspiegels* – Helmut Schlittmann – zieht in der Ausgabe vom 31.3.2007 deshalb die Bilanz:

Die Zeiten ändern sich. Wie sie auch immer uns ändern. Eins bleibt stets gleich: Der Nachwuchs von heute ist schlecht [...]. Ein Jugend-Bashing gibt es, seit es Jugend gibt. Jugend ist aus Sicht der Allen immer irgend-wie aufässig, renitent, tut dies, unterlässt jenes, ist respektlos, rebellisch, faul, arbeitsscheu und lustbetont.

Die Jugend hat möglicherweise sogar die Aufgabe, zu rebellieren, aufzu-begehren. Sie muss sich behaupten als die kommende Generation. Nicht erst heute, sondern schon immer. Und dieses Auf-sich-aufmerksam-Machen manifestiert sich in den üblichen Bereichen: Kleidung/Mode, Musikgeschmack, mehr oder weniger demonstrative Aggression gegenüber den Eltern, Verweigerung des (Blinden) Gehorsams und eben auch in der Sprache. Abgrenzung ist eine wesentliche Maxime – durch Provokation. Dass sich aber durch den Austausch von Vokabular in bestimmten Bereichen nicht sonderlich viel an der Sprache ändert und eigentlich gar nichts verfällt, haben viele Sprachwissenschaftler gezeigt. Um noch einmal Rudi Keller zu zitieren:

Nicht jede ad-hoc-Entlehnung findet Eingang in die Sprache. Die meisten bleiben Eintagsfliegen oder saisonale Modescheinungen. Für unsere Enkelkinder werden die Ausdrücke *cool* und *groovy* so attraktiv sein wie für uns heute *knorke* oder *duffe*.
(www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachwandel.pdf)

Der Impotenzwert solcher Vokabeln geht durch den massenhaften Gebrauch irgendwann gegen Null und damit hat sich dann seine Verwendung erledigt. Der Einfluss der Jugend auf die Sprache bleibt im Wesentlichen auf die Lexik beschränkt. Lexik, die der Sprachhüter bisweilen als Kraftausdruck bezeichnet. Wörter also, die auffallen wollen. Und dasselbe trifft auf die Werbesprache zu. Die muss ja ihrem Wesen gemäß auf-fallen und möglichst gefallen, also provozieren und imponieren. Eine an der Universität Zürich entstandene Arbeit *Jugendsprache im öffentlichen*

Diskurs stellt dann auch fest, dass sich in den meisten populärwissenschaftlichen oder feuilletonistischen Artikeln zum Thema Jugendsprache über Sprache in Werbung und Medien – meist Massenmedien – geäußert wird.

Übertreibungen

Ich bin der Meinung, dass die Sprache von Jugend und Werbung am Pranger steht, hat mit Folgendem zu tun: Die Stimmungsmacher kommen in der Regel zuerst einmal aus dem Bildungsbürgertum, es handelt sich um Menschen, denen die Muttersprache wirklich am Herzen liegt. Dieser Teil der Gesellschaft hat auch seine typische Attitüde der Jugend gegenüber, nämlich eine sokratische. Woher diese rührt, darüber sollen besser Soziologen und Gesellschaftspsychologen philosophieren – ist es Neid auf die Jüngeren, Verlustangst, echte Besorgnis in Unkenntnis gesellschaftlicher Entwicklung? Jedenfalls ist der Begriff Jugend und Jugendkultur negativ besetzt. Und das gilt auch für andere Teile der Gesellschaft, zum Beispiel für die Werbung, für die Popkultur und den sie transportierenden Mediennachem gegenüber. Man sieht da den hedonistischen Yuppie, die schmarotzende Angestellte einer Werbeagentur – eine Ikone der Konsumgesellschaft –, den egoistischen Karriere-Schnösel und dergleichen. Dieser Lebensstil und seine Vertreter werden ebenso vom Bildungsbürger oder von dem, der sich dafür hält, abgelehnt. Und mit dem oben beschriebenen undifferenzierten Blick setzt man Sprecher und Sprache gleich. Ganz ähnlich verhält sich das sicherlich mit den unteren sozialen Schichten oder Migranten. Lediglich die politische Korrektheit verbietet es, Proleten- und Kiezdeutsch allzu sehr zum ›Problem‹ hochzustilisieren. Die Ressentiments sind da und finden hin und wieder ein Ventil, zum Beispiel wenn sich Bastian Sick und seine Freunde über die Sprache der Fußballer amüsieren. Wir alle haben unseren persönlichen Geschmack hinsichtlich unserer Sprache. Vieles gefällt uns, einiges nicht, und das meiste ist uns wahrscheinlich egal und unbewusst. Auf jeden Fall aber ist die Ausdifferenzierung einer Sprache in Varietäten: Dialekte, Soziolekte, Fachsprachen, Standard-, Literatur- und Umgangssprache ein untrügliches Zeichen von Vitalität, von Lebenskraft und Gesundheit. »Weniger als zwei Dutzend [Sprachen] verfügen über einen voll ausgebauten Varietätenraum... Was die Variation betrifft, ist Deutsch wahrscheinlich die vielgestaltigste Sprache Europas [...].« Und damit möchte ich schließen. Ich finde es zynisch und vermessen, wenn die Sprachverfallsbekämpfer zu einem unwürdigen Mittel greifen. Gerade Jugendlidom

und Werbesprache werden gerütert für das Stilmittel der Übertreibung. Exemplarisch tadelt die unsägliche Kolumne „Wortgefecht“ von Sönke Krüger in einem Beitrag vom 30.8.2008:

Schlechtes Deutsch, Teil 2: Übertreibungen:
Ob es Interviews sind, das Internet und selbst Zeitungen: In den Medien stolpert man häufig über sprachliche Unfälle und Verfehlungen.

Kritisiert wird dann der inflationäre Gebrauch von *mega-*, *giga-* usw. oder das Bezeichnen eines spannenden Beitrags als Krimi (*Wahl-Krimi*, *Fußballkrimi*, *Politikrimi*). Krügers Lehrmeister, der nicht nur von ihm verehrte Wolf Schneider, schreibt Bücher, wo er das Vermeiden sprachlicher Übertreibung zur Maxime macht oder veröffentlicht in der Neuen Zürcher Zeitung einen Artikel, wo er gegen jeden sprachlichen Nachdruck – teilweise zu Recht, teilweise ignorant – polemisiert. Die Krone setzt dem ganzen Dieter E. Zimmer auf. In einem ZEIT-Artikel heißt es:

Bläßlichkeit wird durchaus empfinden und kompensiert: mit maßlosen Übertreibungen, die aber nur mehr Emphase, nicht mehr Konkretheit bringen. Alles ist immer gleich *irre*, *wahnsinnig*, *unheimlich*, *ungeheuer*. [...] Eine immerfort dermaßen aufgedrehte Sprache läßt einen notwendigerweise aufs schmählischste im Stich, wenn sie zur Abwechslung wirklich einmal ein heftiges Gefühl benennen soll: Alle Steigerungen sind schon drangewesen; und es bleibt nichts übrig, außer zu stottern: ... *also dreht eine un-un-heimliche Wut*.

Die kann man dann tatsächlich empfinden, wenn man den Klappentext zu Dieter E. Zimmers Buch *Deutsch und anders* liest. Gewisse Übertreibungen sind in den Augen von Sprachhütern immer wieder überflüssig, ihr Gebrauch lächerlich, dümmlich oder hinterhältig. Aber wenn es darum geht, den Zustand unserer deutschen Sprache zu beschreiben – bei allem Verständnis für die Sorge – als todgeweiht, dann führt sich der Diskurs ad absurdum. Denn das sind ja die benutzten Vokabeln: »Deutsch stirbt, verendet« (s. S. 36, E. Moser), »Tod, todkrank, Massenselbstmord« (W. Krämer, s. S. 54). »Steht Deutsch auf der Liste bedrohter Idiome? Ja, es steht so aus, sagt Dieter E. Zimmer« (in dem oben erwähnten Klappentext).

Deutsch zählt unter den knapp siebentausend Sprachen auf der Erde in den meisten Statistiken zu den Top Ten der meistgesprochenen Sprachen weltweit. In Europa ist es die meistgesprochene.

Nach Erhebungen des Börsenvereins des deutschen Buchhandels wird in keine Sprache der Welt so viel übersetzt wie ins Deutsche [...] Auch im Index Translationem der UNESCO rangiert das Deutsche als Zielsprache mit einigen Abstand vor dem Spanischen, Französischen, Englischen und Japanischen. (Eisenberg 2008, 10)

Ist es angebracht, angesichts dieser Situation, verglichen mit den wirklich bedrohten Sprachen, so ernsthaft zu diskutieren? Jährlich verschwinden ungefähr 50 Sprachen. Ihre letzten Sprecher sterben weg. Manche Schätzungen gehen davon aus, dass noch in diesem Jahrhundert 90% (!) der heute gesprochenen Sprachen aussterben werden. Deutsch hingegen lebt in sämtlichen Registem. Diese werden dann zu einem Gutteil für schlecht, unschön und bedrohlich empfunden. Dass es diese aber gibt, ist ein untrügliches Zeichen für die Vitalität. Ob man die nun schön findet oder nicht.

Literatur

- Androutsopoulos, Jannis: *Jugendsprache: linguistische und soziolinguistische Perspektiven*. Frankfurt 1998.
- Eisenberg, Peter: *Schweigst stille, plaudert nicht. Der öffentliche Diskurs über die deutsche Sprache*. Festvortrag anlässlich der Verleihung des Duden-Preises (12.03.2008).
- Keller, Rudi: *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2. Aufl., Tübingen/Basel 1994.
- Meinunger, André: „Über vermeintliche Anglizismen und die Wehrhaftigkeit der deutschen Sprache – eine kleine Auseinandersetzung mit der Sprachkritik von Bastian Sick“, in: *Jahrbuch der Geisteswissenschaftlichen Zentren*. Berlin 2008a, S. 15-26.
- Meinunger, André: *Sick of Sick? – Ein Streifzug durch die Grammatik als Antwort auf den „Zwiebelfisch“*. Berlin (2008b).
- Meinunger, André: „Leifmost peripheral adverbs and adjectives in German“, in: *Journal of Comparative Germanic Linguistics*. (demn.)
- Niehr, Thomas: *Anmerkungen zu einer populären Anglizismen-Kritik*. www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/gernl/mitarbeiter/niehr/anglizismen.htm#6%20e-2002.
- Moser, Hugo: *Deutsche Sprachgeschichte*. Tübingen 1969.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln 2004.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache* (= Folge 2). Köln 2005.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache* (= Folge 3). Köln 2006.
- Speyer, Augustin: „Topicalization and the Trochaic Requirement“, in: *Penn Working Papers in Linguistics* 10.2, 2005, S. 243-256.
- Wegener, Heide: „Entwicklungen im heutigen Deutsch – Wird Deutsch einfacher?“, in: *Zeitschrift für Deutsche Sprache*. Heft 1 (2007), S. 35-62.